

der Kirchen“, zumal die EKD sich den politischen Spannungsfeldern nicht entziehen könne. Eben dies wäre ein Grund für die Lutheraner, Sicherheit für den Glauben zu fordern. Es bleibt also alles noch offen.

### „Freiheit zur Distanz“

Es sieht auch nicht so aus, als werde es Präses Raiser gelingen, durch eine maßvollere Interpretation seiner Zielsetzung die Abwehr der Lutheraner umzustimmen. Ende Mai 1971 hielt er im lutherischen Schleswig-Holstein einen prinzipiellen Vortrag über die Kirchenreform. Straffung der Kräfte sei angesichts eines äußeren Schrumpfungsprozesses und einer teils schon vollzogenen, teils zu erwartenden *wesentlichen Veränderung des Verhältnisses der Kirche zu Staat und Gesellschaft* das Ziel der Reform. Zunächst ging es nur um die Institution der Kirche. Die Klärung des theologischen Fundaments müsse folgen. Ob das möglich sein wird? Das Reformziel sei nicht die Auflösung der Landeskirchen zugunsten einer zentralistischen „Einheitskirche“, sondern eine „bessere Einordnung der Gliedkirchen in eine sie umschließende Gesamtkirche“. Für lutherische Ohren ist das keine klassische Musik! Es besagt zu wenig, wenn er „Pluralität für denkbar“ hält, „die sich auf der Grundlage des gemeinsamen Glaubens entfaltet“. Diese Gemeinsamkeit ist auch nach Meinung des Reformierten Bundes nicht da, und darum spricht er klarer als Raiser von einer „Vielfalt des Glaubens in der Einheit der Ordnung“. Das ist ein anderes Konzept! Die gegenseitige Konsultation der Referenten von EKD, EKV und VELKD, die Ende Mai 1971 in Hannover stattfand, sorgte zwar für Kontakte unter den anwesenden 25 Referenten. Sie wurden über die laufenden Planungen der landeskirchlichen Exekutivgremien orientiert. Es wurde manches Gute praktisch vereinbart. Aber die Kirchenreform der Synode wird damit vielleicht sogar unterlaufen und bleibt in einer Verwaltungskooperation stecken (epd, 27. 5. 71)!

Vordringlich ist wohl jetzt, was G. Picht in dem erwähnten Beitrag „Freiheit zur Distanz“ an grundsätzlicher Besinnung leistet. Er beklagt es, daß die bisherige Arbeit an der Kirchenreform so tue, „als ob es die Gesellschaft und die politische Welt, in der sie als Kirche wirken

soll, gar nicht gäbe“. Die bisherige theologische Basis des Kirchenkampfes im Dritten Reich wie der intensiven Zusammenarbeit mit dem Staat der CDU sei dahin. Die Kirche müsse als erstes danach trachten, ihre *volle Selbständigkeit* zu gewinnen. Dafür aber fehle noch die reale Basis, nämlich die aktive Mitarbeit der Laien, die sog. Cadres, mit deren Hilfe sie notfalls unabhängig vom Staat existieren könnte. Für den Fortbestand der evangelischen Kirche sei eine viel bessere organisatorische und wissenschaftliche Ausstattung nötig, um die kirchlichen Positionen sorgfältiger zu durchdenken. „Der Prozeß der wissenschaftlich-technischen Zivilisation hat nicht nur die Kirchenleitungen, sondern auch den Staat mit einer schier unübersehbaren Fülle von Aufgaben und Fragestellungen konfrontiert, zu deren Bewältigung zunächst

die Verwaltungskapazität und der Sachverstand fehlten.“ Die Regierungen haben sich inzwischen die Instrumente geschaffen, die Kirchen müssen für ihre Aufgaben dasselbe versuchen. „Eine der wichtigsten Aufgaben der Strukturreform besteht darin, den Pfarrern und den Theologen wieder die Möglichkeit zu geben, sich auf ihren eigenen Auftrag zu besinnen. Es müssen Strukturen gefunden werden, die im buchstäblichen Sinne des Wortes die Glaubwürdigkeit der Kirche wiederherstellen können“. Die Abhängigkeit im „linken“ wie im „rechten“ Lager von modischen Zeitströmungen müsse aufhören. Wenn Picht die Probleme richtig sieht, und dafür spricht vieles, dann ist das Verzögern der EKD-Reform kein Übel, aber man muß dann wohl den Weg zum Ziel mit aller Sorgfalt vereinbaren.

## Das russische Konzil wählte einen neuen Patriarchen

Vom 30. Mai bis 2. Juni tagte im Dreifaltigkeitskloster in Zagorsk, 70 km nordöstlich von Moskau, das russische Landeskonzil, um einen Nachfolger für den am 17. April vergangenen Jahres verstorbenen Patriarchen Aleksij zu wählen. Seit den Sommermonaten des vergangenen Jahres waren Beobachter in zunehmendem Maße zu der einhelligen Meinung gelangt, daß nur noch ein Kandidat für den Patriarchenstuhl im Gespräch war, nämlich der locum tenens Metropolit *Pimen* (Izvekov) von Kruticy und Kolomna — diesen Titel führt der Diözesanbischof von Moskau, der zugleich Stellvertreter des Patriarchen ist. Erwartungsgemäß wurde denn auch Pimen  *einstimmig* vom Konzil zum neuen Patriarchen gewählt und mit großer kirchlicher Prachtentfaltung am 3. Juni in der Kathedrale des Patriarchen in Moskau inthronisiert. Pimen ist nach Tichon, Sergij und Aleksij der vierte Patriarch der russischen Kirche seit der Revolution und der Wiederherstellung dieses Amtes im Jahre 1917.

Es gibt eine Reihe von Gründen dafür, daß die Wahl auf den sowohl innerhalb der russischen Kirche als auch im Ausland relativ unbekanntem Pimen fiel. Er war bereits seit 1963 Stellvertreter des Patriarchen

und zudem der Weihe nach das älteste ständige Mitglied des Sinod, deshalb fiel ihm nach dem Tod Aleksijs auf Grund des Statutes über die Verwaltung der russisch-orthodoxen Kirche von 1945 das Amt des Patriarchatsverwesers zu. Es besteht also kein Zweifel, daß der verstorbene Patriarch Pimen zu seinem Nachfolger ausersehen hatte. Für die russische Kirche mit ihrer konservativen Grundeinstellung besitzt die Wahrung der Kontinuität einen sehr hohen Wert, und es ist bisher kaum denkbar, daß ein locum tenens bei der Wahl des Patriarchen übergangen wird. Bis jetzt ist in allen Fällen der Verweser auf den Patriarchenstuhl erhoben worden.

Die Wahrscheinlichkeit sprach um so mehr für den designierten Nachfolger, als gegen den anderen, oft in diesem Zusammenhang genannten Kandidaten, den Leningrader Metropolitan *Nikodim* (Rotov), erhebliche Bedenken bestanden. Dieser ist zweifellos der weit besser bekannte und wohl auch profiliere Vertreter der russischen Kirche, der im vergangenen Jahrzehnt bei allen internationalen, aber auch bei vielen nationalen-russischen Gelegenheiten als der erste Sprecher der Orthodoxie aufgetreten ist. Aber er ist im Kreis der Bischöfe ein relativ junger Mann (geb. 1929)

und innerhalb der Kirche wahrscheinlich ziemlich umstritten. Konservative Kreise betrachten seine Aufgeschlossenheit gegenüber kirchlichen Reformvorstellungen mit Argwohn und verübeln ihm sein starkes ökumenisches Engagement, besonders seine Romfreundlichkeit. *Oppositionelle Kritiker* machen Nikodim mitverantwortlich für die katastrophalen Folgen der Kirchenverfolgung zu Beginn der sechziger Jahre und den Verzicht der Kirchenleitung auf jede Form des Widerstandes gegen den administrativen Terror. In manchen kirchlichen *samizdat-Schriften* (von Hand zu Hand weitergegebene Manuskripte, deren legale Veröffentlichung die Zensur nicht zuläßt) ist Nikodim sogar als Werkzeug der Atheisten zur Vernichtung der Kirche bezeichnet worden. Ganz im Gegensatz dazu scheint uns, daß die sowjetischen Behörden gute Gründe hatten, Nikodim nicht den Weg zum Patriarchat zu ebnet. Dieser außerordentlich eindrucksvolle und tatkräftige Mann könnte nämlich als Patriarch internationales Ansehen und Prestige der russischen Kirche in einer Weise fördern, die keineswegs im Interesse von Staat und Partei liegen. Nikodim gehört allerdings auch nach dem Konzil zum engsten Führungskreis des Sinod, zu dem außerdem der gleichaltrige Metropolit Aleksij (Ridiger) von Tallinn (Reval) und der in den vergangenen Jahren stärker in den Vordergrund gerückte Filaret (Denisenko), Exarch der Ukraine, zählen. Es ist anzunehmen, daß einer von ihnen Stellvertreter des Patriarchen und Bischof von Moskau wird.

### *Der neue Patriarch*

Über den Lebensweg, die Wirksamkeit und das Charakterbild des neuen Patriarchen wissen wir nur wenig („Stimme der Orthodoxie“, 7/1970, S. 4—7). Er wurde 1910 in einer kleinbürgerlichen Familie im Gouvernement Moskau geboren und trat bereits im ungewöhnlich jugendlichen Alter von 17 Jahren in das Dreifaltigkeitskloster in Zagorsk ein. Eine systematische theologische Bildung hat Pimen nicht erhalten, weil die Sowjetmacht zu dieser Zeit alle Seminare und Akademien geschlossen hatte. Pimen erhielt 1931 in Moskau die Priesterweihe und soll in den folgenden Jahren in verschiedenen Gemeinden der Stadt tätig gewesen

sein. Seine offizielle Biographie setzt erst wieder nach dem Zweiten Weltkrieg ein, und man vermutet — sicher zu Recht —, daß Pimen wie fast alle Geistlichen zu jener Zeit etwa 10 Jahre in Stalins Konzentrationslagern zugebracht hat („L'Express“, 24. 5. 71, S. 26). Von Kriegsende bis 1957 war er überwiegend in der Verwaltung und Leitung verschiedener Klöster tätig. Er gehört also zu den in der russischen Kirche eher ungewöhnlichen Bischöfen mit einer langen klösterlichen Vergangenheit. Das Mönchtum hat sein Charakterbild stark geprägt.

Pimen erhielt 1957 die Bischofsweihe und übernahm 1960 die Leitung der Verwaltungsarbeit des Patriarchats — eines der höchsten Ämter, das die Kirche zu vergeben hat, und das mit einem ständigen Sitz im Sinod verbunden ist. Im Jahre 1961 wurde er Metropolit von Leningrad und kam 1963 als Metropolit von Kruticy und Kolomna wieder nach Moskau zurück. Er verfügt also über eine lange kirchliche Verwaltungserfahrung und besitzt offenbar eine natürliche Fähigkeit im Umgang mit Menschen. Patriarch Aleksij schätzte an ihm „seine Zuverlässigkeit und seine administrativen Fähigkeiten... und besonders seinen gottesdienstlichen Stil“ (Metropolit Aleksij im IMP, 2/1971, S. 10). Mit den sowjetischen Behörden hat Pimen offenbar niemals „Komplikationen“ gehabt; er hat sich andererseits aber auch nicht besonders bei den politischen Aktivitäten der russischen Kirche exponiert. Es ist bisher nicht zu erkennen, daß von ihm besondere Initiativen im kirchlichen Leben ausgegangen sind.

Das *Zagorsker Konzil* war das erste seit 1945, das damals Aleksij zum Patriarchen gewählt hatte, und die Vorbereitungskommission hatte sich ausdrücklich darauf festgelegt, sich „von der Praxis und den Erfahrungen des Landeskonzils 1945 leiten zu lassen“ („Stimme der Orthodoxie“, 1/1971, S. 6). Stimmberechtigte Konzilsmitglieder waren dementsprechend alle Bischöfe der russisch-orthodoxen Kirche, die aus den 72 derzeit besetzten Diözesen kamen; die Gesamtzahl der Eparchien wurde auf dem Konzil mit 76 angegeben. Außerdem hatte je ein Vertreter des Pfarrklerus und der Laien aus jedem Bistum Sitz und Stimme. Mit den Repräsentanten der Geistlichen Akademien und Klöster zählte das Konzil etwa 250 Delegierte. Über den

Modus der Auswahl der Kleriker und Laien für das Konzil ist bisher nichts bekannt geworden, von einer demokratischen Willensbildung und einer regelrechten Wahl der Delegierten kann jedoch keine Rede sein; wahrscheinlich sind sie weitgehend von den Bischöfen bestimmt worden, die von Amts wegen Konzilsväter waren. Kontroverse Diskussionen und offen ausgetragene Meinungsverschiedenheiten hat es folglich auf dem Konzil auch nicht gegeben, alles verlief nach dem in der Sowjetunion üblichen und bekannten eisernen Zeremoniell. Selbstverständlich wurde der Patriarch einstimmig und in offener Wahl bestimmt. Es kann auch kein Zweifel daran bestehen, daß Pimens Wahl im voraus von den obersten sowjetischen Behörden gebilligt worden ist. Die Zeitschrift des Patriarchates hat völlig zu Recht darauf hingewiesen, daß die russische Kirchengeschichte nicht nur „kein eindeutig ständiges, unverändertes Prinzip der Wahlordnung“ des Patriarchen kennt, sondern daß die meisten Patriarchen „auf Weisung der Zaren... gewählt“ wurden („Stimme der Orthodoxie“, 4/1971, S. 20). Darin liegt kein Zynismus, sondern die Einsicht in die immer vorhandene starke Bindung der russischen Kirche an den Staat, die zu durchbrechen in sowjetischer Zeit am allerwenigsten möglich war. Gerade in Deutschland dürfte es nicht besonders schwerfallen, für eine solche kirchliche Situation Verständnis aufzubringen.

Allerdings hatte das Konzil der Jahre 1917/18 in einer geschichtlichen Ausnahme-situation ohnegleichen einen beachtlichen Grad an kirchlicher Autonomie dokumentiert und für die Zukunft geplant und beschlossen. Dieses Konzil kannte nicht nur offene Diskussionen und geheime Abstimmungen, sondern es setzte eine Reihe von Selbstverwaltungsinstitutionen ein, in denen auch die Laien stark vertreten waren. Die heutige *innerkirchliche Kritik*, die seit einem Jahrzehnt zu erheblicher Unruhe und Gärung innerhalb der russisch-orthodoxen Kirche geführt hat, knüpft mit ihren Vorstellungen von einem Konzil an die Erfahrungen von 1917/1918 und nicht an das Verfahren von 1945 an. Diese innerkirchliche Opposition, die selbstverständlich auf der Zagorsker Kirchenversammlung nicht zu Wort kam, wird deshalb zweifellos an diesem Konzil heftige Kritik üben, denn die unabhängigen

Sprecher der Orthodoxie haben in den vergangenen Jahren mehrfach ihre Forderungen nach einem demokratisch legitimierten Konzil vorgebracht, das vor allem das Verhältnis zum sowjetischen Staat auf eine neue Grundlage stellen sollte. Dieser gesamte Fragenkomplex ist auf den Sitzungen des Konzils ebenso wenig behandelt worden wie die in weiten Kreisen der Kirche geforderte Revision der Beschlüsse der Bischofssynode aus dem Jahre 1961, die auf staatlichen Druck hin die Geistlichen aus der administrativen Leitung der Gemeinden ausgeschlossen hatte.

### *An innersowjetischen Maßstäben zu messen*

Auch wenn man das Verhältnis der Kirchenleitung und des Konzils nicht an westlichen Maßstäben, sondern an innersowjetischen Möglichkeiten mißt, wird man sagen müssen, daß etwa die *Evangeliumschröten-Baptisten* (vgl. Herder-Korrespondenz, 24. Jhg. S. 370) ein erheblich größeres Maß an innerkirchlicher Demokratisierung und Kommunikation durchgesetzt haben als die orthodoxe Kirche. Sie haben nicht nur das Recht, alle vier Jahre einen gesamtsowjetischen Kongreß abzuhalten (auch das orthodoxe Landeskonzil 1917/18 hatte regelmäßige Konzile beschlossen), sondern vor den Kongressen finden regionale Zusammenkünfte statt, auf denen lokale Probleme beraten und die Delegierten zum Kongreß gewählt werden. In der orthodoxen Kirche können sich demgegenüber nicht einmal die Priester einer Diözese regelmäßig treffen, und ein in festen Intervallen einberufenes Konzil ist wahrscheinlich nicht nur den sowjetischen Behörden, sondern auch der Kirchenleitung suspekt. Bei den Zusammenkünften der Evangeliumschröten-Baptisten pflegen auch die Sprache freier und die Kritik offener zu sein als in der orthodoxen Kirche, obwohl dort ebenfalls Tabugrenzen deutlich sichtbar bleiben.

Immerhin hatte das Zagorsker Konzil die Möglichkeit, einige Tage zusammenzubleiben und konnte wahrscheinlich im kleinen Kreis manches erörtern, von dem nichts an die Öffentlichkeit gelangt. Das Landeskonzil 1945 mit seinen nur zwei Sitzungen hatte in viel stärkerem Maß akklamatorischen Charakter.

Vor der Neuwahl des Patriarchen hörte das Konzil in Zagorsk drei große Berichte über die kirchliche Gesamtlage von Pimen, über die ökumenische Aktivität von Nikodim und über die politische Arbeit im Kampf für den Frieden von Aleksij. Pimen sprach u. a. über die bedeutende Rolle der drei theologischen Ausbildungsstätten in Zagorsk, Leningrad und Odessa, aus denen zusammen mit den fünf während der Chruschtschow-Zeit zwangsweise geschlossenen Seminaren seit dem Kriege mehrere tausend Gemeindepriester und fünfzig Bischöfe hervorgegangen sind, so daß heute die Leitung der Kirche schon weitgehend in die Hände der jungen Nachkriegsbischöfe übergegangen ist. Pimen nannte in seinem Rechenschaftsbericht über die Tätigkeit des Sinod seit dem letzten Konzil wichtige Akte der jüngsten Kirchengeschichte und ließ sie von der Zagorsker Kirchenversammlung bestätigen. Dazu gehörte ebenso die Verleihung der Autokephalie durch das Moskauer Patriarchat an die orthodoxen Kirchen in Polen (1948), der ČSSR (1951) und Nordamerika (1970) wie die erzwungene Auflösung der Unionen mit Rom in der Westukraine (1946) und in der Karpatho-Ukraine (1948).

Besondere Aufsehen hat die Tatsache erregt, daß Nikodim in seinem Referat ausführlich auf die *Altgläubigen* einging, die bisher bei allen ökumenischen Bemühungen sehr im Schatten gestanden haben. Das Gespräch mit den Altgläubigen ist wahrscheinlich weitgehend auf die persönliche Initiative von Nikodim zurückzuführen, der in Leningrad sogar mit den priesterlosen Altgläubigen der Pomorcy offizielle kirchliche Kontakte hergestellt hat — ein vollkommene Novum in der russischen Kirchengeschichte. Der Sinod hatte bereits im Dezember 1969 beschlossen, zugleich mit den Katholiken auch die Altgläubigen auf ihren Wunsch hin zu den Sakramenten der

orthodoxen Kirche zuzulassen, und Nikodim schlug nun dem Konzil vor, das Anathema der Moskauer Konzile von 1656 und 1667 gegen die Altgläubigen aufzuheben. Das geschah am letzten Sitzungstag des Konzils, und damit ist möglicherweise ein entscheidender Markstein für die weitere kirchliche Entwicklung innerhalb der Sowjetunion gesetzt worden. Es ist jedenfalls der Weg geebnet für den Abbau jahrhundertalter Schranken und Vorurteile. Wie weit sich diese hoffnungsvollen Zeichen auch im Leben der Gemeinden widerspiegeln, bleibt abzuwarten.

Die russische Kirche hatte eine Reihe hoher und höchster kirchlicher Gäste aus dem Ausland zum Konzil nach Zagorsk geladen. Das dokumentierte augenfällig die Vielzahl ökumenischer Beziehungen und die Bedeutung, die der russischen Kirche im internationalen kirchlichen Leben zukommt. Während 1945 nur die Vertreter der orthodoxen Schwesternkirchen anwesend waren, kamen diesmal neben den Oberhäuptern von sechs orthodoxen Kirchen auch der Generalsekretär des Weltrates der Kirchen, *E. C. Blake*, Kardinal *J. Willebrands* als Vertreter Pauls VI. und die Repräsentanten vieler anderer Kirchen und internationaler kirchlicher Organisationen in die sowjetische Hauptstadt („*Izvestija*“, 6. Juni 1971). Auch wenn die Ehrengäste keine Gelegenheit hatten, das Alltagsleben der russischen Kirche mit seinen Schwierigkeiten und Repressalien kennenzulernen, wurden sie doch mit einem Ausschnitt der sowjetischen Wirklichkeit konfrontiert. Obgleich natürlich die sowjetische Politik ihre eigenen Ziele verfolgt, wenn sie der orthodoxen Kirche gestattet, sich einen derartig repräsentativen Rahmen zu schaffen, sollte man nicht vergessen, daß die Ökumene für die Kirche in der Sowjetunion auch eine Schutzfunktion hat.

### *Die Weißen Väter verlassen Moçambique*

In einer Diskussionsgruppe des Arbeitskreises „Entwicklungshilfe“ beim Ökumenischen Pfingsttreffen in Augsburg (vgl. ds. Heft, S. 339) wurde nach längerer Diskussion auch eine Solidaritätsresolution für die „Weißen Väter“ verabschiedet. Der

Mehrheitsbeschluß konnte nicht darüber hinwegtäuschen, daß ein Großteil der Teilnehmer über die Hintergründe und das Geschehen selbst kaum oder gar nicht orientiert war. Zum Glück konnte schließlich jemand alle Unwissenden darauf hinweisen,